

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 97.

Posen, den 16. Oktober 1927.

Nr. 97.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

16. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Noch einmal hielten sie am Berghang an, um das herrliche Bild, das jetzt, da sie die Sonne im Rücken hatten, einen anderen Eindruck bot, wieder in sich aufzunehmen, dann traten sie den Rückweg zu Tale an. Sie gingen einen anderen Weg als beim Aufstieg und erreichten das liebliche Grinzing, aus dessen Gärten ihnen frohe Musik und Becherklang entgegenschallte.

„Siehst du, das ist unser Wien,“ sagte Zmeskall, „hier findet es sich an Sonn- und Feiertagen und huldigt seiner Lebensfreude bei Wein, Weib und Gesang!“

„Nun, zwei davon haben wir heute auch schon genossen,“ rief Beethoven lustig.

Fehlt also nur noch das dritte — das Weib!“

„Pfui, Zmeskall! Nach deinen heutigen Moralpredigten kommst du damit?“

„Ach, Moral hin, Moral her! Man lebt ja nur einmal!“

Und sie wanderten, des Gottes voll, durch den duftenden Sommerabend dahin und fanden in ihrer frohmütigen Laune alsbald Anschluß an zwei hübsche, blonde Wiener Mädels, welche ihnen den Rest des Abends in ungebundenem Beisammensein versüßten.

Einige Tage darauf erhielt der Herr Hofsekretär Nikolaus Zmeskall Edler von Domanowecz in sein Amtszimmer in der Hofburg durch einen Lakaien des Fürsten Lichnowsky einen Brief zugestellt, der lautete:

„Liebster Baron Dreßfahrer!

Je vous suis bien obligé pour votre faiblesse! Hol' Sie der Teufel, ich mag nichts von Ihrer ganzen Moral wissen. Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige; und wenn Sie mir heute wieder anfangen, so plage ich Sie so sehr, bis Sie alles gut und löblich finden, was ich tue — denn ich komme zum Schwane*); im Dösen wär's mir zwar lieber, doch beruht das auf Ihrem Zmeskallischen Domanoweczischen Entschluß.

Ihr wohl affektionierter

Ludwig van Beethoven m. p.“

VII.

Simmlische und irdische Liebe.

Der junge Musiker war in wenigen Monaten ein ganzer Wiener geworden, nicht in dem Sinne des frohgemüthen und sorglosen Dahinlebens, wie es dieses „Volk der Phäaken“ seit jeher liebt, sondern von der Liebe zur Scholle erfüllt, zu der unendlichen Anmut der landschaftlichen Schönheit und jener bestrickenden Art des Wienertums, die Musik und Harmonie in sich trägt.

Beethovens Name ging bald von Mund zu Mund. Die musikalischen Kreise kannten seine Bedeutung gar

*) Gasthof in der Kärntnerstraße, heute Hotel „Erzherzog Karl“.

bald und aus den Palästen der Mäzene, in denen Musik gepflegt wurde, drang sein Name in jedes Bürgerhaus, wo es ein Klavier oder eine Geige gab oder wo gar ein ganzes Quartett zu künstlerischem Streben zusammenkam. Beethovens erste Kompositionen, die noch keinen Verleger gefunden, wanderten in Abschriften von einer Hand zur anderen und trugen seinen Namen durch die ganze musikfreundige Stadt, die zu ihrem Haydn und Mozart die Ergänzung suchte. Der junge Künstler, hinter dessen etwas rauher Schale sich ein edler Kern, ein Herz voll Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle verbarg, fühlte es gar bald heraus, daß Wien ihm Interesse entgegenbrachte, und daß besonders die Frauenwelt sich für den „Bonner Musikanten“ interessierte, der in fürstlichen Palais wohnte und verkehrte, aber dabei dennoch den Bohemien im Wesen und in der Kleidung hervorkehrte.

Im Gegensatz zu den jungen Leuten jener Zeit, die recht stutzerhaft den Corso am Kohlmarkt, Graben und in der Kärntnerstraße belebten, trug sich Beethoven ungemein einfach, fast ärmlich, und während andere in lebhaftem Geplauder mit Damen oder Freunden flanirten, schob und drängte sich der immer einsame Beethoven durch die Menge, den Kopf voll Gedanken, den Blick zu Boden gesenkt oder zum Himmel gerichtet, und gar oft gab es harte Scheltworte oder Flüche hinter dem Dahineilenden, der inmitten der Menge immer sich allein dünkte.

Junge Mädchen, die ihn sahen, steckten die Köpfe über den eigenartigen Menschen zusammen, lachten und kicherten über sein bizarres Wesen, das Beethoven so ganz anders erscheinen ließ wie die anderen Menschen; aber alle schienen es zu fühlen, daß dieser junge Mensch etwas Besonderes sei, so daß oft ein paar schöne Augen länger auf ihm ruhten als auf einem daneben gehenden Adonis, der sich bemühte, die Blicke einer Schönen auf sich zu ziehen. Beethoven schien solche Blicke nicht zu bemerken oder dies nicht zu wollen; aber manchmal gab es ihm doch einen kleinen Ruck, wenn ein solches blaues oder braunes Augenpaar aus einem neugierigen oder lächelnden Antlitz auf ihn schaute. Die Wiener Mädels und Frauen waren damals wie heute reizend und gefährlich, besonders für junge Künstler, die mit idealen Gedanken in der Welt leben.

Eines Tages kam sein Bruder Kaspar, der sich nunmehr Karl nannte, in Ludwigs Wohnung hineingestürzt, während dieser eben über einer Idee brütete, die ihm seit Stunden im Kopf herumging und noch immer nicht Form gewinnen wollte.

„Grüß dich Gott, Ludwig!“

Der Angerufene gab keine Antwort, sondern fuhr unwillig mit dem Bleistift durch die Luft, als wollte er jedwede Störung abwehren.

„Ah so, du komponierst!“ sagte Karl indigniert. „Na, da kann ich ja wieder gehen!“

„Bleibe!“ Ludwig stieß es schroff hervor und fuhr weiter mit dem Stift in der Luft herum. Seine Augen blitzten freudig auf, und rasch flog seine Hand über das Notenblatt, das neben ihm lag und das er mit Zeichen und Klaffen bedeckte. „Ich habe es endlich — ich hab's!“

Karl, der wenig Herz und noch weniger Verständnis für das Wesen und für die Arbeit seines Bruders hatte, sah mit einer Art mitleidigen Lächelns auf denselben hin.

„Nun, ich gratuliere! Und was hast du da Kostbares erwischt?“ fragte er ironisch.

„Das verstehst du nicht, Kaspar!“

„Nenne mich doch Karl,“ fuhr dieser ärgerlich auf, „wie alle anderen Leute.“

Ludwig sah ihn mit einem mitleidigen Lächeln an.

„Gut, ich will es tun, aber für mich bleibst du doch . . . aber lassen wir das! Was führt dich zu mir, Karl? Ich will nicht hoffen, daß du Geld brauchst.“

„Ausnahmsweise nicht, Ludwig!“

„Ich hätte auch keines, mein lieber Bruder! Also, schieße los mit deinen Neuigkeiten, wenn du solche hast.“

„Was glaubst du, Ludwig, wen ich gestern in Wien gesehen habe?“

„Wie kann ich das wissen? Es gibt doch so viele Menschen hier, Einheimische und Fremde . . .“

„Jemand, den du aus Bonn sehr gut kennst, ein Mädchen!“

Ludwig wurde blutrot im Gesicht. Sollte gar Eleonore? . . .

„Ich sehe schon, ich muß dir helfen; Magdalene ist in Wien!“

„Was für eine Magdalene?“ fragte Beethoven ganz bestreut und enttäuscht.

„Magdalene Willmann, die Sängerin aus Württemberg, die in Bonn im Theater und bei Hofkonzerten so fleißig mitgewirkt hat und die dir damals so gefallen . . .“

„Ach, die!“ rief Ludwig sich erinnernd. „Was macht sie in Wien?“

„Das habe ich sie auch gefragt, aber sie machte mir kaum eine Andeutung darauf. Wahrscheinlich wird sie hier Konzerte geben wollen! Ich dachte mir, daß es dich interessieren wird, sie in Wien zu wissen; sie ist ein prächtiges Weib geworden.“

Ludwig zuckte die Achseln. „Was gibt es sonst Neues?“ fragte er gleichgültig.

„Was kann es bei unsereinem Neues geben; ein Rechnungsbeamter ist wie ein Mühlrad, das alle Tage seine paar Umdrehungen macht . . .“

„Oder auch das nicht!“ unterbrach ihn Ludwig.

„Ich höre leider, daß es dir an Eifer und Fleiß ziemlich mangelt, Karl, und ich fürchte, daß es trotz deiner Protektion eines schönen Tages heißen wird . . .“

„Um diesen Posten werde ich nicht trauern! Ich wäre froh, wenn ich ihn, je früher, je lieber, mit einer anderen Stellung vertauschen könnte.“

„Um Gottes willen, Kaspar, alles, nur das nicht! Jeder muß heute froh sein, wenn er sein sicheres Brot hat — ich wollte, ich wäre schon so weit! — und du kannst Gott danken, daß du einen Beamtenposten hast, der deine Existenz sichert.“

„Schöne Existenz das, im Bureau sitzen und warten, bis man am Monatsende seine sauer verdienten paar Gulden bekommt!“

„Kein Wort weiter, Karl!“ rief Ludwig erbittert.

„Denke daran, daß du keinen anderen Weg hast, als den, welchen man dir mir zuliebe gebahnt hat, ebenso wie Nikolaus — pardon, Johann! — Wenn Ihr eigene Wege gehen wollt, dann tut es, aber dann kümmerge ich mich nicht im geringsten mehr um euch, das merke dir!“

„Warum denn so erregt, lieber Ludwig?“ lenkte Karl in gutmütigem Tone ein. „Man wird doch noch ein Wörtchen reden dürfen?“

„Reden kannst du, was du willst, Karl, aber in diesem Punkte verstehe ich keinen Spaß; das kannst du auch unserem lieben Bruderlein Johann sagen, der so wie du gleichfalls unzufrieden ist und hoch hinausstrebt.“

„Lust du nicht daselbe?“ Karl fragte dies mit scharf betonter Ironie.

Ludwigs Augen sprühten in aufsteigendem Zorne beinahe Funken, und er ballte seine beiden Hände. Dann ließ er sie langsam heruntersinken.

„Mein Streben ist etwas ganz anderes! Das wirst weder du noch Johann jemals verstehen, und darum unterlasse ich es auch, dir den Unterschied erklären zu wollen. Ueberhaupt ist es mir peinlich, daß unser Gespräch, wie leider immer, eine solche Wendung genommen hat . . .“

„Ich kann ja meine Besuche bei dir einstellen. Ich kam doch nur, um dir zu sagen, daß die Willmann in Wien ist.“

„Ich danke dir für deine Mitteilung, wenn sie mich auch weiter nicht interessiert,“ sagte Ludwig wieder beruhigt.

„Ich dachte gerade das Gegenteil!“ Karl sagte es mit einem lächelnden Blick.

Ludwig drehte sich peinlich berührt um. „Ich habe zu arbeiten!“

„Dann will ich gehen, lieber Ludwig!“

„Lebe wohl, Karl!“

Ohne Händedruck gingen sie auseinander. Zwischen den beiden Brüdern, deren Wesensart so grundverschieden war, stand es wie eine trennende Mauer, und Ludwig, der Feinernvige und Empfindsame, fühlte es, daß es nie zu einer Harmonie zwischen ihm und Karl kommen könne . . .

Bekümmert wandte er sich seiner unterbrochenen Arbeit zu und überflog dieselbe. Sein Antlitz heiterte sich auf; er war mit derselben zufrieden und schickte sich an, dieselbe fortzusetzen. Wiederholt trällerte er die notierte Melodie vom Blatte herunter, dann trat er an das Klavier und wiederholte sie. Lächelnd spielte er sie noch einmal, mit vollen Akkorden die Tasten schlagend, und in seinen Augen leuchtete es von innerem Feuer, das ihn fortsetzen hieß und neue Tonperlen unter seinen Fingern ertönen ließ.

„Ich hab's!“ rief er triumphierend, und es begann ein Rausch der Töne, ein Triumph des Schaffens, da er mit seinem Genius allein war . . .

Beethoven spielte fort und fort, den ganzen Satz immer wieder aufgreifend, immer mehr hingekissen und begeistert, immer neue Lichter aufsehend, neue Tonfolgen schaffend, bis er nach einer Stunde ermattet die Hände von den Tasten herabgleiten ließ.

„Das war ja wundervoll!“ schrie jetzt Herr von Zmesfall laut auf.

„Nikolaus! Du bist's?“ rief Beethoven überrascht aus.

„Ja, ich bin's! Seit fast einer Stunde stehe ich schon an der Tür, regungslos wie eine Gipsfigur, denn ich hätte es nicht gewagt, dich in deinem Arbeitstaumel zu stören.“

„Hast du mir die ganze Zeit über zugehört, Nikolaus?“

„Selbstverständlich, mein Lieber, und ich kann dir sagen, so schön hast du schon lange nicht gespielt, und die Melodien kommen mir ganz neu vor!“

Beethoven lachte hell auf. „Das glaube ich; sie sind soeben entstanden und noch nicht einmal zu Papier gebracht.“

„Um Gottes willen, und da pläze ich mitten herein! Welches Unglück, wenn du sie dadurch verlierest!“

„Keine Angst, lieber Freund! Was ich einmal spiele, sitzt mir im Hirn und im Herzen fest, und wenn du willst, spiele ich es sofort genau so wieder, und wenn eine Variante hineinkommt, so ist es höchstens eine Verbesserung, die meiner Komposition nur zugute kommt.“

„Du bist zu bewundern und zu beneiden, Ludwig!“

„Sage das nicht, Nikolaus! Du ahnst nicht, wie schwer sich das manchmal von meiner Seele loslöst, wie ich aus dem Trubel des Alltags mich zu mir selbst emporheben muß, um dann — frei von allem Ballast des Lebens — mir einen Einfall, eine ganze Schöpfung von der Seele zu spielen! Gerade, als ich begann, kam

mein Bruder Karl zu mir, und es hätte wenig gefehlt, daß ich überhaupt die ganze Arbeit stehen gelassen hätte. Es arbeitet sich furchtbar schwer, wenn man gestört wird und gar von einer Person, die einem auf die Nerven geht."

"Dein Bruder Karl?" fragte Zmesfall verwundert, "Du hast ihn doch lieb?"

"Gewiß, und sogar weit mehr, als er es verdient. Und doch ist es mir manchesmal, als müßte ich ihn und Johann hassen, wie Todfeinde! Ich kann dieses Gefühl nicht los werden, so sehr es mich quält und fast unglücklich macht."

"Du siehst etwas zu schwarz, lieber Ludwig! Wohl sind deine Brüder gerade keine Gemütsmenschen, vielleicht sogar zu egoistisch, um dir ihre Teilnahme zeigen zu können."

"Sie verstehen mich nicht," unterbrach ihn Beethoven, "und werden mich nie verstehen lernen, weil sie beide zu banale Menschen sind, die nur instinktiv fühlen, daß ich ihnen überlegen bin und die sich darum wie die Blutegel an mich klammern und nur immer auf ihren Vorteil bedacht sind."

(Fortsetzung folgt.)

Walter Fleg.

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages am 16. Oktober 1927.

Von einem Kriegskameraden.

Werden wir sterben? Werden wir leben?
Himmel, ach Himmel, was flammst du so rot?
Brüder, die Antwort ist euch gegeben:
Fragt nicht! Schlagt eure Fragen tot!
Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen ist rot.
Deutschland wird unsern Tod überleben;
Hindenburg! Hindenburg! Hindenburg!

So schrieb Walter Fleg aus der Not des Krieges in seinem Gedichtband „Im Felde zwischen Nacht und Tag“, kurz bevor eine russische Kugel seinem jungen Leben ein Ende machte. Wie ein Todessehnen klingt es auch aus den Versen, die er einen Gefallenen sprechen läßt:

Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh', Deutschland, uns als Totenzwang!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
ist mir ein Denkmal wohlgefugt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
ein Blümlein überm Grab mir pflegt;
Die Büblein schlank, die Dirnlein raut
blüh'n mir als Totengärtlein Daut.
Blüh', Deutschland, überm Grabe mein
jung, stark und schön als Heldehain!

Walter Fleg wurde am 6. Juli 1887 als Sohn eines Gymnasiallehrers in Eisenach geboren. Als Elfjähriger schrieb er ein Gedicht zum Tode Bismarcks; während der Schulzeit verfaßte er die dramatische Skizze „Die Bauernführer“ und das Trauerspiel „Demetrius“; in Erlangen, und später in Straßburg, wo er Germanistik und Geschichte studierte, entstanden zahlreiche Novellen und Gedichte. Bei Ausbruch des Krieges trat Fleg beim Infanterie-Regiment Nr. 50 in Rawitsch ein, mit dem er am Stellungskrieg in den Argonnen teilnahm. Zu dieser Zeit erschienen seine ersten Kriegsgedichte: „Voll in Eisen“. In vielen Jahren wurde die Ausgabe an der Front und in der Heimat verbreitet. Weihnachten 1914 entstand das Buch „Vom großen Abendmahl“; seine weiteren Kriegserlebnisse sind im „Wanderer zwischen zwei Welten“ geschildert. Als Leutnant im Infanterie-Regiment Nr. 138 lag er bei Wilna und am Narotschsee auf der Wacht:

Eisgrauer See,
mondheller Schnee . . .
Wie lang' noch soll ich schreiten
das kalte Schwert zur Seiten?
Wie lang' währt Mord und Streiten?
Weh', Ruffenerde, weh' —!
Was Frost und Leid!
Mich brennt ein Eid,
der glüht wie Feuerbrände
durch Schwert und Herz und Hände.
Es ende drum, wie's ende —
Deutschland, ich bin bereit!

Aus allen seinen Kriegsgedichten spricht eine trotzig-kämpferische Freude, aber auch die Friedenssehnsucht, und über allem steht der große Glaube an Deutschlands Zukunft. Darum, und weil sie alle innerlich durchlebt waren, fanden seine kleinen Gedichtbände so begeisterte Aufnahme an der Front, besonders bei der kämpfenden Jugend.

Ende August 1917 machte Fleg die Eroberung von Riga mit. Dann nahm er am Uebergang nach der Insel Oesel teil; im

regreichen Vorgehen auf der Insel wurde er am 15. Oktober schwer verwundet. Am folgenden Tage erlag er seiner Wunde.

In seiner durchschossenen Kartentasche fand man Bruchstücke zu einem Roman „Wolf Eschenlohr“, in dem der Dichter sein eigenes Leben schildern wollte. Nur Studentienzeit und erste Soldatenzeit sind beendet. „Wolf Eschenlohr“ sollte das Siegeslied des unbeugsamen Idealismus werden, der trotz Not und Tod den Glauben an Gotteskindschaft und Menschenbrüderlichkeit festhält. Fleg eigene Entwicklung sollte Eschenlohr aussprechen, wenn er sagt:

„Der Krieg macht die Starken stärker und die Schwachen macht er arbeitselig. Es gilt von ihm das Bibelwort: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen. Nur gilt es nicht vom äußeren Besitz, sondern von der Habe des Herzens. Wo einst Liebe sacht und fromm rann, strömt sie jetzt allmächtig aus dem tiefsten Quell des Lebens. Wo ein Gottesbewußtsein ruhig durch die Tiefen der Seele schwang, tönt es jetzt als Glocke über allen Lärm des Tages, und dir freudige und tätige Lust am Volksganzen ist zur beherrschenden Triebkraft unseres Lebens geworden. Diese fest in sich verankerte Dreieinigkeit von Liebe, Gläubigkeit und Hingabe an unser wehrhaftes und wahrhaftes Volk ist die Gnadengabe, die wir durch die Tage und Nächte des Weltbrandes tragen und in deren Besitz wir getrost sind.“

Die Westinghouse-Bremse.

Von M. Sosaßtschenko.

Der Hauptgrund war der, daß Wolodjka Botow ein wenig betrunken war, sonst hätte er sich natürlich nie zu diesem Verbrechen entschlossen. Er hatte eben vorher getrunken. Wollt ihr wissen, was er kurz vor Abgang des Zuges getrunken hat? — Ein Gläschen Grivanskaja Wodka und darauf ein wenig Bier. Und was das Essen anbetrifft, wißt ihr, was er gegessen hat? Eine Jägerwurst. Setzt das gegessen haben? So ist es dem Jungen zu Kopf gestiegen. Klar, die Mischung ist eine starke. So stieg Wolodjka in den Zug und begann allmächtig zu zeigen, was er kann. Und zwar, erklärte er, wäre er doch ein Mensch, dem alles erlaubt sei. Sogar das Volksgericht würde, falls etwas geschehe, für ihn einstehen. Weil er — und das soll sich das wertere Publikum merken — von sehr ausgezeichnete Herkunft sei. Und sein eigener Großvater war Kuhhirt, und seine Mutter war eine höchst einfache Frau . . .

Und mahlt und mahlt mit der Zunge wie ein Mülhrad. Solch eine Stimmung ist ihn überkommen — prohen möchte er eben. Da macht sich Wolodjka gegenüber ein Bürger bemerkbar: er hat Watte im Ohr, ist sauber, nicht ohne Komfort angezogen und sagt:

„Proß nur, proß nur, bis du auf der ersten besten Haltestelle hinausgeworfen wirst.“

Wolodjka antwortet:

„Verleß nicht mein Selbstbewußtsein. Man kann mich nicht hinauswerfen, wegen meiner Herkunft. Und wenn ich täte, was du willst, ich hätte immer eine Begünstigung.“

Solch eine Stimmung ist ihn überkommen. Er ist doch betrunken. Das Publikum aber hat seine Mißbilligung auszudrücken begonnen. Und die, welche am argwöhnlichsten waren, fingen an, zu beben. Und ein gewisser Jemand, in blauer Mütze — der Teufel hole seine niedere Seele — sagte:

„Du!“ sagt er, „schlaq mal zum Beispiel die Fensterscheibe entzwei, und wir werden sehen,“ sagt er, „ob man dich hinauswirft oder ob dir nichts geschehen wird. Ober,“ sagt er, „noch besser, rühre die Scheibe nicht an, sondern halte den Zug an, durch diesen Griff . . . das ist die Bremse . . .“

Wolodjka sagt:

„Durch welchen Griff denn? Parasit, drück dich genauer aus!“

Der in der blauen Mütze antwortet:

„Durch den da. Das ist die Westinghousebremse. Ziehe mal an ihr so von rechts nach dieser Seite . . .“

Das Publikum und der Bürger mit der Watte im Ohr hielten natürlich den Anstifter zurück: es sei doch ziemlich schändlich, mißterne Ideen einem betrunkenen Menschen beizubringen. Aber Wolodjka Botow ist aufgestanden und hat den Griff gezogen. Da sind alle verstummt. Schweigen trat unter den Passagieren ein. Man hörte nur die Räder rattern. Und nichts weiter.

Der in der blauen Mütze macht den Mund auf:

„Ach, Kanaille,“ sagt er, „der Zug hat wirklich angehalten . . .“

Da sind viele von ihren Plätzen aufgesprungen. Der in der blauen Mütze wollte auf den Gang hinaus. Die Sache schien ihm brenzlich zu werden, aber die Passagiere ließen ihn nicht.

Der mit der Watte im Ohr sagte:

„Das ist eine Lumperei. Gleich wird der Zug halten . . . Die Transportmittel leiden, außerdem ein Aufenthalt . . .“

Wolodjka Botow erschnat ein wenig.

„Halte,“ sagte er, „den in der blauen Mütze. Wenn, dann sollen wir zusammen sitzen.“

Und mittlerweile blieb der Zug gar nicht plötzlich stehen. Das Publikum sagte:

„Blödsinn! Am der Zug auch gar nicht stehen bleiben. Obgleich es auch ein Vorortzug ist, so braucht er dennoch 50 Meter nach dem Bremsen, und auf nassen Schienen noch mehr.“

Und mittlerweile fährt der Zug immer weiter. Einen Kilometer ist man gefahren und merkt keine Haltestelle. Der mit der Watte im Ohr sagt:

„Die Bremse,“ sagt er, „scheint ein wenig . . .“

Wolodjka sagt:

„Ich sag es doch, mir kann nichts passieren. Habt Ihr es jetzt?“
Und setzt sich. Und auf der Haltestelle ging er auf den Person,
erfrischte sich ein wenig und kam nüchtern wie ein Kristallsplitter
heim.

Adolf Freiherr von Knigge.

Zum 175. Geburtstag des Schriftstellers am 16. Oktober 1927.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Wer den Dom zu Bremen nicht nur flüchtig durchseht, sondern
sich die Zeit nehmen kann, auch die Grabplatten sorgsam zu be-
trachten, der wird auf den Namen Adolf Franz Friedrich
Freiherr von Knigge stoßen, der als Oberhauptmann und
Scholarch am 6. Mai 1796 verstorben ist. Geboren war Adolf
von Knigge am 16. Oktober 1752 zu Bredenbeck in der Nähe von
Hannover; seine Studienjahre verbrachte er in Göttingen, von
1772 bis 1777 stand er als übermühtiger Hofjunker und Professor
der Kriegs- und Domänenkammer in Diensten des Landgrafen von
Hessen-Kassel, um dann eine Zeitlang als Kammerherr am wei-
marischen Hofe Dienst zu tun. Mehrere Jahre wanderte er unstet
umher. Hanau, Frankfurt am Main, Heidelberg und Hannover
waren Stationen seines Wanderlebens, bis er in Bremen, für
einige Jahre wenigstens, heimisch wurde.

Vom Jahre 1781 ab entfaltete Knigge eine reiche schriftstellersche
Tätigkeit, teils als reiner Publizist, teils als Dramatiker,
als Romanschriftsteller und als Popularphilosoph. Unter dem
Namen „Philo“ veröffentlichte er eine Staub aufwirbelnde
Schrift über den Illuminatenorden, zu dem er in nähere Beziehung
getreten war. Recht interessant ist in manchen Teilen „Der Roman
meines Lebens“, ein vierbändiges Werk, wogegen „Die Reise nach
Braunschweig“ heute ebenso vergessen ist wie die „Geschichte des
armen Herrn von Wildenburg“, die „Geschichte Peter Clausens“
oder „Des seligen Herrn Staatsrats Samuel Konrad von Schaf-
kopf hinterlassene Papiere“.

Das Buch aber, das den Namen Knigges wohl noch auf gar
lange Zeit hinaus nicht wird vergessen lassen, ein Buch, unendlich
viel zitiert, aber auch überraschend viel gelesen, ist sein populär-
philosophisches Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“. In
diesem dreiteiligen Werk (die Originalausgabe hat erfreu-
licherweise Neclams Universalbibliothek erneuert) bemüht sich
Knigge, in 28 Kapiteln Regeln für ein ruhiges, glückliches und
nützliches Leben aufzustellen. Streng vermied es Knigge jedoch,
mehr denn allgemeine Richtlinien zu geben, sein Werk zu einem
„Anstandsbuch“ zu machen. Dies blieb Curt von Weizsäcker vor-
behalten, der seiner radikalen Neubearbeitung des „Umgangs mit
Menschen“, von der unter dem Titel „Der moderne Knigge“ nun
eben das 45. Tausend erscheint, einen vierten Teil anhängt, der die
Anstandsregeln enthält, die man im allgemeinen bei Knigge wohl
erwarten mag und erfreulicherweise vermehrt. Dabei will ich gern
zugeben, daß Knigges Buch heute allerlei Ballast enthält und
Bearbeitungen nicht unbegründet erfolgten, so etwa die durch den
berühmten Literaturhistoriker und Bibliographen Karl Goedeke, die
uns die Mannigfaltigkeit der von Knigge angeschnittenen Themen
in einem recht wertvollen Register darzut. Ich muß mich hier
darauf beschränken, Knigges Hauptwerk in seinem Inhalt nur
anzudeuten: Nach allgemeinen Bemerkungen über den Umgang
mit Menschen äußert sich Knigge über den Umgang mit sich selbst,
sobann über den Umgang mit Menschen von verschiedenen Tempera-
menten, Gemütsarten und Stimmungen des Geistes und
Hergens. Dies füllt den ersten Teil. Im zweiten wird von Ver-
schiedenheit des Alters, von Eltern, Kindern, Frauen, Verliebten,
Cheleuten, Freunden und Feinden gehandelt, von Herr und Die-
ner, Hauswirtin, Nachbarn, Lehrern und Schülern, Gläubigern
und Schuldnern und anderen. Abschnitte des dritten Teiles endlich
berücksichtigen Vornehme, Mächtige, Reiche, Weltmenschen, Geringe,
Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Geistliche, Aerzte, Juristen, Mil-
itär, Kaufleute, Buchhändler, Handwerker, Juden, Bauern und
endlich auch noch Idenkurer, Spieler und Trunke.

Aus der reichen Lebenserfahrung des viel Umhergetriebenen
hat Knigge seinen „Umgang mit Menschen“ geschrieben, bei aller
Objektivität, bei allem Wollen nur ganz allgemein zu sprechen,
doch sehr persönlich, aus dem eigenen Erleben heraus. Darin
aber liegt ganz gewiß die Lebenskraft, der Reiz dieses Buches,
das uns den Namen Knigge erhalten hat, erhalten wird.

Das Reliefbild der Prinzessin Setepheres zeigt eine Frau
mit kurzem, buschigem Haar, das besonders dadurch auf-
fällt, daß es in goldig leuchtender Gelbfarbe gemalt ist. In regel-
mäßigen Abständen wird das Gelb von feinen roten Linien durch-
zogen. Daraus geht hervor, daß die Prinzessin ausgesprochen
blond war, vielleicht mit einem leichten Einschlag von rötlichem
Haar. Diese Tatsache kommt den Forschern vollständig über-
raschend, da auf diese Weise zum ersten Male ein blonder Typ
unter der sonst durchweg schwarzhaarigen Rasse der alten Ägypter
nachgewiesen werden konnte.

Außerdem sind auch die anderen Bilder und die sonstigen
Funde in dem Felsengrab sehr wertvoll, und werden für die Ge-
schichtsforschung des ägyptischen Altertums von großem Nutzen
sein.

Eine 15jährige Ehefrau klagt auf Scheidung. Das an-
scheinend Unmögliche ist in Amerika gelegentlich doch möglich.
Vor einem Distriktrichter in New York erschien die 15jährige Frau
Mary Mac Kamany und klagte gegen ihren Ehemann, den 42jäh-
rigen Gastwirt Henry Mac Kamany, auf Gescheidung. Als
Grund gab sie wiederholte brutale Mißhandlung durch den Mann
an. Sie sei von ihren Eltern zu der Heirat gezwungen worden
und habe zur Erwirkung der Ehelizenz ihr Alter auf 18 Jahre
angeben müssen.

„Seine beiden anderen Frauen hat er auch immer geschlagen“,
erklärte das arme Geschöpf weinend.

„Wann sind die Frauen gestorben?“ fragte der Richter.
„Gestorben? Sie leben beide noch! Sie sind nicht gestorben!“
Der Richter verfügte hierauf die sofortige Verhaftung des
dreifachen Ehemannes wegen Bigamie.

Vorher hatte er die beiden Frauen ebenfalls vor das Gericht
führen lassen. Es waren bedauernswerte, primitive Geschöpfe,
eine Tschechin und eine Italienerin, die in völliger Unkenntnis
des Rechtsweges den Brutalitäten Mac Kamany's schutzlos aus-
geliefert waren, da sie weder Eltern noch sonstige Angehörige
besaßen.

Die 15jährige Ehefrau des modernen Haremsbesizers wurde
an die Kinderschutzesellschaft in Boston überwiesen. Dagegen
verfügte der Richter die Festnahme ihrer Eltern wegen Beihilfe
zur Bigamie und wegen wissentlicher intellektueller Fälschung
einer amtlichen Urkunde. Trotz allem — ein bißchen amerikani-
sch mutet die Sache doch an.

Allerlei Wissen.

Elektrische Kuh. Der Ozeandampfer „Austuria“ besitzt eine
elektrische Kuh. Diese muß dafür sorgen, daß die Passagiere jeden
Tag frische Milch erhalten. Diese Kuh ist eine elektrische Maschine,
die aus einer bestimmten Menge Milchpulver, ungesalzener Butter
und Wasser, Milch und Rahm fabriziert. Die Kuh heißt „Fanny“.

Der verdrängte Charleston. Aus London kommt die Kunde,
daß der Charleston dem Kintajour Platz machen muß. Dieser Tanz
scheint sich vom Charleston dadurch zu unterscheiden, daß das
netzlose Getrippel mit den Füßen wegfällt und dadurch die Schul-
tern in ähnlicher Weise bemüht werden. Jedenfalls scheint er nicht
den allgemeinen Wünschen auf Wiedereinführung ruhiger Tanz-
figuren zu entsprechen.

Der Affe als Angler. Nach einer Veröffentlichung der Be-
hörden der malaischen Staaten richten die Affen unter dem
Krabbenbestande der malaischen Küste große Verheerungen an. Die
Affen sollen nach diesem Berichte ihren Schwanz als Angelhaken
benutzen, um die Krabben daran ans Land zu ziehen und dort
zu verspeisen. Es haben sich aber auch schon Fälle ereignet, daß
besonders starke Krabben es fertigbrachten, den angelnden Affen
ins Wasser zu ziehen und so zum Ertrinken zu bringen.

Adressbuch-Kuriositäten. Im Berliner Telefonadressbuch ist
ein Zahnarzt aufgeführt mit dem Namen Wurzel, ein Apotheker
nennt sich Deutschland, ein Hautarzt Hautsch, ein Tierarzt Sper-
ling, ein Spezialarzt für Hautleiden Licht, ein Friseur Scheer,
ein Fleischer schreibt sich Brode, sein Kollege nennt sich Mehl und
einer trägt sogar den zierlichen Namen Gramm. Wenn ein Rechts-
anwalt Stubenrauch heißt, geht dies noch an, auch der Name
Schreier ist imponierend, wenn ein Rechtsanwalt dagegen den
Namen Richter oder gar Stillschweig trägt, so hört denn doch die
Weltgeschichte auf; denn es ist doch anzunehmen, daß Herr Still-
schweig seinem Namen keine Ehre macht.

Aus aller Welt.

Eine blonde Prinzessin im alten Ägypten. Der Leiter der
in Ägypten weilenden Boston-Harvard-Expedition, Dr. Reisner,
berichtet, daß er in der Nähe der Pyramiden von Gizeh das Grab
der Königin Meresankh gefunden habe, die eine Tochter des Prin-
zen Kawaab und eine Enkelin von Cheops war. (Cheops hat be-
kanntlich während seiner Regierungszeit als Pharao die größte
aller Pyramiden erbauen lassen.)

Die Forscher fanden, in einem Felsen gehauen, eine Art
Kapelle, die aus drei Räumen besteht und in deren Mauern
Nischen eingelassen sind, in denen Standbilder stehen. Im Nord-
teil des Bauwerkes sind die Farben, mit denen die Reliefbilder
gemalt sind, so gut erhalten, daß man fast zu glauben vermag, die
Malerei sei erst vor wenigen Tagen beendet worden. Unter
ihnen befindet sich eine Darstellung der Prinzessin Setepheres,
die aber nicht mit ihrer Großmutter, der Gattin des Cheops, Sete-
pberes verwechselt werden darf.

Fröhliche Ecke.

Ein verdächtiger Puder. Frau (zu ihrem Gatten): „Was ist
denn das für weißer Puder auf deiner Schulter?“ — Mann:
„Weißer Puder? Ach so, das ist nur ein wenig Willardkreide.“ —
Frau: „Na, das ist doch recht eigentümlich, daß du parfümierte
Willardkreide benutzst.“

Vater und Söhne. Ein Mann hatte einen Posten bekommen.
Nach einer Woche brachte er auch seinen Bruder in derselben
Fabrik unter. Wieder eine Woche später fragte er den Werkführer,
ob nicht auch sein Vater Arbeit bekommen könne. Der Werkführer
meinte: „Na, der Vater von zwei so großen Burschen wie Ihr,
kann doch nicht mehr gut arbeiten.“ — „Ach, der arbeitet soviel
wie mein Bruder und ich zusammen.“ — „Schön“, sagte der Werk-
führer, dann schickt mir euren Vater her, und Ihr beiden könnt
gehen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznań.